

P. G. Wodehouse Reiner Wein

Suhrkamp



suhrkamp taschenbuch 4104

Wenn P.G. Wodehouse von »autobiographischen Abschweifungen« spricht, sollte man keine konventionelle Biographie erwarten. Stattdessen überrascht er mit schlagenden Argumenten gegen körperliche Erüchtigung und für lebenslanges Rauchen. Ganz nebenbei erzählt er auch von seinen ersten Schreibversuchen und seinem literarischen Durchbruch, doch sollte nicht alles für reinen Wein gehalten werden, was P.G. Wodehouse uns hier einschenkt.

P. G. Wodehouse, geboren 1881 in Guildford, Surrey, starb 1975 in Long Island, NY. 1902 veröffentlichte er seinen ersten Roman, 95 weitere folgten. Er hat »nicht ein einziges Buch geschrieben, das kein Vergnügen bereiten würde« (*Philipp Blom, Neue Zürcher Zeitung*).

P.G.Wodehouse

Reiner Wein

Autobiographische Abschweifungen

Aus dem Englischen von
Thomas Schlachter

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Over Seventy
Englische Erstausgabe 1957
© Copyright by The Trustees of the Wodehouse Estate

Umschlagillustration: David Hitch

suhrkamp taschenbuch 4104
Erste Auflage 2009
© Copyright by Edition Epoca AG Zürich 2007
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der
Edition Epoca AG Zürich
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
Printed in Germany
ISBN 978-5-518-46104-4

1 2 3 4 5 6 - 14 13 12 11 10 09

Reiner Wein

Inhaltsverzeichnis

- Vorwort 7
1. Kapitel *J. P. Winkler gibt sich die Ehre* 14
2. Kapitel *Der richtige Anfang* 31
3. Kapitel *Kommt her, all ihr Grafen!* 44
4. Kapitel *Bye-bye, Butler!* 62
5. Kapitel *Kritiker und Kritisierte* 71
6. Kapitel *Rohe Eier, Kuckucke und Mäzene* 85
7. Kapitel *Über Humoristen* 100
8. Kapitel *Unter Gehetzten* 108
9. Kapitel *Brücken, Schnecken, Meteoriten* 115
10. Kapitel *Verbrechen lohnt sich nicht – oder etwa doch?* 123
11. Kapitel *Gürteltiere, Wirbelstürme und der ganze Zinnober* 132
12. Kapitel *Rüstig ins Alter* 145
13. Kapitel *So nicht, New York!* 159
14. Kapitel *Früher war alles besser* 168
15. Kapitel *Wie ich zum Dichter wurde* 173
16. Kapitel *Fernsehen* 185
17. Kapitel *Die Blondine im rosaroten Badeanzug* 195
18. Kapitel *Das Theater* 205
19. Kapitel *Weihnachten und Ehescheidungen* 218
20. Kapitel *Mein Arbeitsstil – so vorhanden* 227

Vorwort

Den Leser¹ dieses Buches erwartet etwas ebenso Rares wie Schönes, kommt mein Werk doch – vom Vorwort² einmal abgesehen, welches wir aber bald hinter uns haben werden – ohne jede Fußnote aus.

Ich schmeichle mir, kein aufbrausender Mann zu sein,³ doch da ich in jüngster Zeit einige Biographien und historische Werke gelesen habe, erbosen mich diese Fußnoten mehr und mehr. Viel länger werde ich dem wüsten Treiben nicht zusehen.⁴ Es ist meines Erachtens höchste Zeit⁵, daß sich Biographen und Essayisten die Marotte abgewöhnen, diese häßlichen Kleckse⁶ wild über die Seiten zu verteilen, als pflügten und streuten sie den Samen auf das Land.⁷

Mir ist schleierhaft, wozu die verdammten Dinger⁸ gut sein sollen. Gerade habe ich Carl Sandburgs Biographie *Abraham Lincoln – die Kriegsjahre* gelesen, und Carl füllt sage und schreibe vier dicke Bände, ohne ein einziges Mal auf die un-

1 Beziehungsweise *die* Leser – so viel Optimismus muß sein!

2 Bisweilen auch Vorrede genannt. Siehe *Romeo und Julia*, zweiter Aufzug, zweite Szene: »Was ist ein Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften.«

3 Viele nennen mich sogar »Sonnyboy«.

4 Siehe *König Lear*, erster Aufzug, zweite Szene: »Ein Schurke hat mir einen Tort getan.«

5 In England Greenwich Mean Time, auf dem Kontinent Mitteleuropäische Zeit.

6 Fußnoten.

7 Siehe *Das Bauernlied*.

8 Fußnoten.

gute Methode⁹ zurückzugreifen. Wenn er's kann, warum nicht auch alle anderen?¹⁰

Der amerikanische Schriftsteller Frank Sullivan¹¹ hat zu diesem Thema¹² bereits seine Stimme¹³ erhoben. Besonders scharf geht er mit dem Historiker Gibbon ins Gericht, der unsere Nerven unnötig aufpeitscht, wenn er uns, die wir damit rechnen, gleich die Laster der Kaiser im späten Rom in allen Einzelheiten aufgetischt zu bekommen, mit einer lateinischen Fußnote abspeist, die sich Normalsterblichen unmöglich erschließt, da sich der Schleier des Vergessens schon ca. 1920 über ihr Kleines Latinum gelegt hat.¹⁴

Ich weiß genau, was Frank meint, denn mir geht es nicht anders. Lese ich so ein Buch, dann fühle ich mich wie ein Mann, der über eine Wiese flaniert und mit sich und der Welt im reinen ist. Kaum aber stoße ich auf eine ¹ oder ², glaube ich, auf die Zinken einer Harke getreten zu sein, deren Stiel prompt hochspringt und mir an den Nasenrücken saust. Ich bleibe abrupt stehen, und die Augen rotieren flimmernd in ihren Höhlen. Schließlich versuche ich mich zu ermannen, dieses eine Mal dem gräßlichen Ding¹⁵ nicht nachzuspüren. Und doch tue ich es. Und fast immer reizt mich die Fußnote bis aufs Blut, denn sie hebt mit dem Wort »siehe« an. »Siehe *Reader's Digest*, April 1950«, sagt ein Autor auf Seite 7 seines neuen Buches, und auf Seite

9 Nämlich in jeden zweiten Absatz eine Fußnote zu quetschen.

10 Na los, ich erwarte eine Antwort!

11 Vom Sullivan-Stamm aus Saratoga, N. Y.

12 Fußnoten.

13 Einen hellen Bariton mit leichten Unsicherheiten im oberen Register.

14 Oder, wie in meinem Fall, auch schon früher. Sullivan stößt sich übrigens etwa daran, daß Gibbon zunächst behauptet, es sei schier unfäßbar, was die Kaiserin Theodora alles getrieben habe, in der Fußnote aber nur anmerkt, sie sei *in tres partes divisa* gewesen und habe stark zum *argumentum ad hominem et usque ad hoc* geneigt.

15 Der Fußnote.

181 gleich nochmals: »Siehe *Reader's Digest*, Oktober 1940.«

Was heißt denn hier »siehe«, guter Freund¹⁶? Glauben Sie im Ernst, ich bin auf den *Reader's Digest* abonniert und bewahre die alten Jahrgänge auf? Davon kann keine Rede sein. Bekomme ich im Wartezimmer meines Zahnarzts eine Ausgabe dieses weitverbreiteten Heftchens zu Gesicht, krümme ich mich wie eine eingesalzene Schnecke, denn mir ist klar, daß darin eine dieser grauenhaften »Unvergeßlichen Begegnungen« lauert.

Ein bißchen (wenn auch nur unwesentlich) besser als die Fußnoten, die das Auge zum unteren Seitenrand ziehen, sind jene, die sich hinten im Buch auf einem einzigen Haufen wiederfinden, denn sie erlauben wenigstens eine zusammenhängende Lektüre – jedenfalls theoretisch. Bloß ein Mann von eiserner Willenskraft schafft es nämlich, angesichts einer ⁶ oder ⁷ nicht alles stehen und liegen zu lassen und ihr nachzuhetzen wie ein Basset Hound einem Basset.¹⁷ Man hat dabei zurückzublättern, um herauszufinden, in welchem Kapitel man sich gerade befindet, vorzublättern, bis man im Register landet, zurückzublättern, bis man bei den Quellen anlangt, vorzublättern, bis man sich in der Bibliographie verheddert – und erst ganz am Schluß geht einem die Fußnote an die Angel. Doch wie selten lohnt das Ergebnis die Plackerei! Neulich las ich in Charles Edmund Carringtons Kipling-Biographie eine Passage, in der Kipling mit seinem Onkel Fred Macdonald nach Amerika fährt und inkognito einreisen will, von Fred Macdonald aber an die Presse verpiffen wird. Als ich dieser Passage eine ⁷ angehängt sah, war ich ganz aus dem Häuschen. Endlich erfahre ich etwas Interessantes, dachte ich. Die Fußnote wird, so

16 Bzw. Blödmann.

17 Was ist eigentlich ein Basset? Das habe ich mich schon oft gefragt.

sagte ich mir, en détail enthüllen, was Kipling über Fred Macdonalds Hirnverbranntheit zu sagen hatte, und solche markigen Worte leisten einem im Gespräch mit Taxifahrern und Verkehrspolizisten stets unschätzbare Dienste.

Und hier kommt ⁷ in toto:

F. W. MACDONALD

»Ums Brot bitten und einen Stein geboten bekommen«, so nennt dies die Bibel mit gutem Grund. Einer solchen Fußnote läßt sich allenfalls zugute halten, daß sie ausnahmsweise nicht die Gelahrtheit des Autors beweisen soll, wie dies beispielsweise im Buch *Das Leben des Sir Leonard Hutton* geschieht:

Im Pavillon von Leeds – und nicht, wie verschiedentlich behauptet, in Manchester – sprach Sir Leonard zum erstenmal den denkwürdigen Satz: »In letzter Zeit macht mir mein Hexenschuß schwer zu schaffen.«

An dieser Stelle wird der Leser mit einer ⁶ an den unteren Seitenrand gelockt, wo er folgende Zeilen vorfindet:

Ganz im Gegensatz zu Giraldu Cambrensis, der in *Glückliche Tage in Bognor Regis* davon spricht, als Kind Masern und Windpocken gehabt zu haben, zugleich aber geltend macht, vom Hexenschuß verschont geblieben zu sein. Siehe auch Caecilius Status, Dio Chrysostom und Abu Mohammed Kasim Ben Ali Hariri.

Also wirklich: Da hört sich doch alles auf!¹⁸

Aus diesem Grund gibt es in meinem Buch keine Fußnoten – und nach reiflicher Überlegung auch keine Widmung.

Heute scheint man sich solche Widmungen ohnehin zu schenken, was wieder einmal zeigt, wie sich die Zeiten geän-

18 Shakespeare hätte in dem Zusammenhang wohl das Wort »Lebensmüh'« verwendet. Siehe *Hamlet*, dritter Aufzug, erste Szene: »... und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh'«.

dert haben, seit ich auszog, die englische Literatur auf Vordermann zu bringen. Noch um die Jahrhundertwende legten wir Autoren uns keine Zügel an, wenn es darum ging, eine Widmung zu finden. Diese war die *bonne bouche* und die *conditio sine qua non*.

Auf Abwechslung wurde seinerzeit größter Wert gelegt. Schlug man einen Roman auf, wußte man nie, was einen erwartete. Mal gab's die schroffe, gleichsam hingeworfene Zueignung:

Für J. Smith

Ein andermal die etwas wärmere:

Für
meinen Freund Percy Brown

Dann wieder eins dieser kryptischen Poeme in Kursivschrift:

Für
F. B. O.
*Rauher Wind
Und der Sonnenuntergang überm Moor
Warum?
Wohin?
Woher?
Und in der Ferne Trommelwirbel*

Oder auch die garstige Wendung, die richtig weh tun sollte:

Für
J. Alastair Frisby,
der behauptete, nie und nimmer
würde eines meiner Bücher in Druck gehen,
und
mir riet,
als Broterwerb besser Aale in Aspik einzulegen.
ÄTSCHEBÄTSCHER, FRISBY!

Das war ja alles ganz lustig und regte zweifellos Stoffwechsel und Durchblutung an. Dennoch kann es nicht erstaunen,

daß der Brauch ausstarb, denn jedem Autor stellte sich irgendwann die Frage: »Und was habe *ich* davon?« Mir jedenfalls ging es so. »Was springt für Wodehouse raus?« fragte ich mich und sah nur eine Antwort: »Null und nix.« Wenn im 18. Jahrhundert ein Autor auf die erste Buchseite die Zeilen warf:

Dem erlauchtsten und allmächtigsten
Lord Knubble of Knopp
sei dies Buch dediziert
von
seinem untertänigsten Knecht, dem Autor

My Lord,

in unaussprechlicher Dankbarkeit für die allerbarmenden Darreichungen Eurer Lordschaft wünscht der elende Trampel, der hiermit an Eure Lordschaft sich zu wenden erfrecht, Eurer Lordschaft dies nichtswürdige Werk anzuempfehlen, so wenig es von Eurer Lordschaft beachtet zu werden verdient,

so versprach er sich davon allerlei. Lord Knubble war sein Mäzen, der, falls er nicht gerade einen seiner Gichtanfälle hatte, garantiert zwei, drei Guineen lockermachen würde. Doch was schaut für einen zeitgenössischen Schriftsteller wie mich heraus? Ich gehe die Reihen der unbesungenen Millionen durch und beschließe, einen gewissen P. B. Biffen unsterblich zu machen. Wie aber revanchiert sich dieser Biffen? Überhaupt nicht. Er steht nur dumm da, und vermutlich fällt nicht einmal ein lausiger Lunch für mich ab.

Deshalb also keine Widmung – und wie gesagt auch keine unsittlichen Fliegendrecke¹⁹, die sich über die ganze Seite ziehen.

Ich möchte mich zum Schluß bei Mr. P. G. Wodehouse bedanken, der mir freundlicherweise erlaubt hat, einen Auszug

19 Fußnoten.

aus seinem Buch *Louder and Funnier* abzdrukken. Wenn das nicht hochanständig von dem Mann ist!²⁰
Und damit endet mein Vorwort. Legen wir los!

20 Der redlichste Kerl, den ich kenne.

1. Kapitel
J. P. Winkler gibt sich die Ehre

1

Neulich bei mir eingetroffen: ein hochinteressanter Brief von J. P. Winkler.

Sie kennen J. P. Winkler nicht? Ich eigentlich auch nicht, obschon er mich als Freund anredet. Er scheint ein unternehmungslustiger Mann zu sein, der genau weiß, was er will. Aus seiner Heimat Chicago schreibt er mir folgende Zeilen:

Freund Wodehouse,
seit geraumer Zeit bin ich für eine Zeitungsserie und ein Radioprogramm zuständig, die beide den Titel *Jenseits der Siebzig* tragen. Es handelt sich um Meinungsbeiträge von Zeitgenossen, die das siebzigste Lebensjahr überschritten haben. Gerne würde ich auch Sie in die Serie aufnehmen.

Hier sind einige Fragen, die Sie mir bitte beantworten wollen. Welche spezifischen Veränderungen beobachten Sie heute in Ihrem Alltag? Und welche Veränderungen in Amerika insgesamt? Achten Sie auf eine gesunde Lebensweise? Lassen Sie sich von Kritik an Ihren Büchern beeinflussen? Haben Sie je Gedichte geschrieben oder Lesereisen absolviert? Was halten Sie von Film und Fernsehen?

Sie scheinen Ihr Domizil aufs Land verlegt zu haben. Wohnen Sie lieber dort als in der Stadt? Geben Sie uns einen groben Überblick über Ihr häusliches Leben und Ihren Arbeitsstil. Sehr erbeten sind zudem persönliche Anekdoten aus der Welt des Theaters sowie allgemeine Lebensbeobachtungen eines Mittsiebzigers.

Sie haben in den letzten fünfzig Jahren so vieles erlebt. Es wäre schön, Sie könnten uns daran teilhaben lassen.

Natürlich fühlte ich mich geschmeichelt, denn nicht jeder Hinz und Kunz findet Aufnahme in eine Serie. Dennoch verstimmten mich die Worte »fünfzig Jahre«. Es ist weit über fünfzig Jahre her, daß ich meine ersten Fußabdrücke im Sand der Zeit hinterlassen habe – und beileibe nicht die kleinsten Fußabdrücke! Ohne Übertreibung kann ich sagen, daß ich in London schon mit gut zwanzig Jahren Stadtgespräch war. Wer nie sah, wie ich den Strand hinunter zur Redaktion des *Globe* radelte, bei der ich seinerzeit arbeitete – wobei ich oft freihändig fuhr und mich manchmal sogar vorbeugte, um mit den Zähnen ein Taschentuch aufzuheben –, der lebte, so der allgemeine Konsens, hinter dem Mond. Und es spräche doch sehr gegen das öffentliche Gedächtnis, wenn diesem entfallen wäre, wie ich an einem Sonntag anno 1904 beim Cricketmatch der Drucker des *Globe* gegen die Drucker der *Evening News* stupende 22 Punkte erzielte.

Aber ich weiß schon, was Ihnen vorschwebt, Winkler: Tattergreis Wodehouse soll, über seine Tonpfeife gebeugt, vor dem Kaminfeuer sitzen und dies und das in den Bart mumeln, denn dabei, so hoffen Sie, fällt bestimmt etwas für Zeitung und Hörfunk ab. Sie wollen, daß ich die Menschheit von China bis Peru begutachte und mal dieses, mal jenes Thema streife wie ein von Blüte zu Blüte flatternder Schmetterling und dabei tüchtig aus dem Nähkästchen plaudere, ohne die menschlich-allzumenschliche Note ganz zu vernachlässigen.

Na schön, dann also los. Mal schauen, was ich für Sie tun kann.

Es erleichtert mich ungemein, alter Knabe, daß Sie mich nicht auf die autobiographische Schiene abschieben wollen, denn für Autobiographisches eigne ich mich nur sehr bedingt.

Man hat mir schon öfter geraten, ich solle mich hinter meine Memoiren klemmen. »Sie blicken auf ein langes Leben zurück«, heißt es dann. »Zumindest sehen Sie aus wie hundertvier. Machen Sie doch ein Buch draus und sahnen Sie tüchtig ab.«

Verlockend klingt das schon, nur weiß ich nicht, wie ich das anstellen soll. Der Verfasser einer Autobiographie muß drei Voraussetzungen mitbringen: einen exzentrischen Vater, eine schwere Kindheit, in der ihn keiner verstanden hat, sowie grauenvolle Jahre im Internat. Ich besitze keinen dieser drei Trümpfe. Mein Vater war so normal wie Milchreis und meine Kindheit ein einziges Honiglecken, da mir von allen Seiten größtes Verständnis entgegengebracht wurde. Meine Schulzeit in Dulwich schließlich bestand aus sechs Jahren ununterbrochener Wonne. Es wäre lachhaft, würde ich mich an einer konventionellen Autobiographie versuchen. Ich verfüge schlicht nicht über das Material. Ein Titel wie

Wodehouse – Geschichte eines großen Geistes

kommt ebensowenig in Frage wie ein solcher Anfang:

1. Kapitel: Der Säugling
2. Kapitel: Tage der Kindheit
3. Kapitel: Sturm und Drang der Jugend.

Außerdem blättert kein Mensch gern Geld hin für eine Autobiographie, die nicht mit saftigen Geschichten über Berühmtheiten aufwarten kann. Solche aber wollen mir

schlicht nicht einfallen. Ginge es nur darum, mit ein paar einschlägigen Namen Eindruck zu schinden, wäre mir weiß Gott nicht bange, aber damit ist es nicht getan. Besagte Namen wollen nämlich mit prickelnden Anekdoten garniert sein, und beisteuern könnte ich bloß solche von der Art, wie sie mir der Boxer Young Griffo 1904 über seine Begegnung mit dem damaligen Leichtgewichtsweltmeister Joe Gans erzählte. Nachdem der Kampf zwischen ihm und Gans angesetzt worden war, wollte er sich seinen Gegner vor Eröffnung der Kampfhandlungen einmal aus der Nähe betrachten. Ich protokolliere nachfolgend seine dramatische Schilderung der Zusammenkunft.

»Ich fahr nach Philadelphia, um mir 'nen Kampf anzugucken«, sagte er, »da fragt mein Trainer, ob ich Joe Gans kennenlernen will. Willst du Joe Gans kennenlernen, fragt er mich, und ich sag: klar doch. Wir kommen also in Philadelphia an und machen uns auf den Weg zu diesem riesigen Sportpalast, wo all die Knilche rumlümmeln, und mein Trainer fragt mich wieder, ob ich Joe Gans kennenlernen will, und ich sag: klar doch. Wir treffen also in dem riesigen Sportpalast ein, wo all die Knilche rumlümmeln, und um 'nen Tisch scharen sich die Leute, und einer fragt mich, ob ich Joe Gans kennenlernen will, er sitzt dort drüben am Tisch. Willst du Joe Gans kennenlernen, fragt er, er sitzt dort drüben am Tisch, sagt er, und ich sag: klar doch. Da führt er mich zum Tisch und sagt: ›Das ist Young Griffo, Joe«, sagt er. ›Er möchte dich kennenlernen«, sagt er. Und was soll ich sagen – Joe sitzt da. Er steht auf und kommt gradewege auf mich zu.«

Ich saß auf der Stuhlkante und hielt die Armlehne umklammert. Wie gewitzt, ja eines Berufsschreibers würdig sich dieser nicht sonderlich gebildete Mann auf den Knalleffekt hingearbeitet hatte!

»Ja?« sagte ich atemlos. »Und dann?«